

# Was soll aus unseren Städten werden? = Que doit-il advenir de nos villes? = What is to become of our cities?

Autor(en): **Mitscherlich, Alexander**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bauen + Wohnen = Construction + habitation = Building + home : internationale Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1968)**

Heft 3: **Prognosen = Prévisions = Forecasts**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-333216>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Karl Schiller, Karl Steinbuch, Johannes Schlums, ainsi qu'à différents architectes (Yona Friedman, Buckminster Fuller, Walter Jonas, Cedric Price).

A tous ces spécialistes, on a encore posé deux autres questions: l'une au sujet du comportement des hommes dans un monde totalement industrialisé et l'autre sur la formation des planificateurs et architectes qui seront responsables de l'édification du monde futur.

Dans la question du comportement des hommes dans un monde totalement industrialisé, nous avons également mentionné les planifications utopiques d'architectes, planifications dont le nombre ne cesse d'augmenter (voir *Construction+Habitation*, volume 5/67). Les auteurs de ces projets utopiques mettent l'accent essentiellement sur l'aspect technologique. Ils ne se posent pas la question pour savoir comment doit être l'homme qui devra vivre dans de telles superstructures. Mais si l'architecture est comprise comme étant l'édification d'un monde qui convient à l'homme, il faudrait aussi se demander à quelles exigences minimum doit répondre la construction. C'est pourquoi, l'utopie technologique devrait être examinée à l'aide d'une utopie sociologique d'égale valeur. Tels sont les thèmes de ce volume.

Les personnes auxquelles nous nous sommes adressés n'ont pas toutes trouvé le temps nécessaire pour rédiger un article. Quelques-unes ne se sentaient pas attirées par le sujet ayant trait spécialement à l'architecture, d'autres ne s'estimaient pas en mesure d'aborder ces questions. Le présent volume contient quelques-uns des articles reçus, d'autres seront encore publiés dans de prochains numéros. Aujourd'hui, nous avons laissé la parole à des représentants de la médecine, de la sociologie, de la politique, à des spécialistes du trafic, à des cybernéticiens et à des futurologues.

Indépendamment du fait que les questions posées ont reçu une réponse et que d'autres questions furent parfois émises, ces articles contiennent une série d'exigences et des connaissances qui revêtent une importance certaine pour l'architecte. Il est fort possible que certaines thèses soulèveront des objections et provoqueront des discussions pour lesquelles les pages de cette revue sont volontiers mises à la disposition de chacun. Toutefois, ce ne sont pas seulement les opinions émises dans ce volume mais encore les propositions utopiques publiées dans le numéro 5/67 qui devraient être prises en considération.

Alexander Mitscherlich, Frankfurt am Main

## Was soll aus unseren Städten werden?

Que doit-il advenir de nos villes?

What is to become of our cities?

Umrauscht, umbrüllt von Lärm, im Schlaf wie bei der Arbeit, leben wir in ihnen, leben unter der Dunstglocke von Abgasen, pendeln über verstopfte Straßen in unsere Städte hinein und abends wieder aus ihnen heraus. Es ist ein geringer Trost zu wissen, daß man in den alten Städten bis zu den Knöcheln im Schmutz versank, daß die Häuser der engen Gassen auch kein idealer Wohnplatz waren.

Was soll aus uns in unseren Städten werden, die meilenweit ganze Landschaften unter sich begruben und die immer weiter, dem Zufall folgend, wuchsen? Es ist unerlässlich, über die Städte der Zukunft nachzudenken. Selbst wenn die Wachstumsrate der Menschheit sich sofort drastisch verringern würde oder wenn die Vermehrung gar zu einem Stillstand käme, die Behausung und die Gruppierung der Behausungen der zur Zeit lebenden Menschen bietet schon jetzt ungelöste Schwierigkeiten. Wir alle erleiden diese Wahrheit täglich mehr oder weniger drastisch. Lassen wir beim Blick auf die Straße der Zukunft außer Betracht jene Länder, in denen die Bevölkerungsexplosion stattfindet und in denen das nackte Elend herrscht. Hier sind Menschen so weit der Würde des Daseins beraubt, daß die Zukunft zunächst von Improvisationen beherrscht sein wird, wenn es nicht überhaupt die erste Aufgabe der Zukunft sein muß, ein Bewußtsein zu schaffen, das den Hauptgrund des Elends, eben diese ungezügelt Vermehrung, zu sehen lernt. Nehmen wir die Stadtprobleme der hochindustrialisierten Länder, an denen voraussichtlich die übrige Menschheit im Lauf der Zeit nicht vorbeikommen wird, also die Denkaufgaben, die durch die Urbanisierung entstanden sind, durch den Zug zur Stadt als dem Platz, der die verlockendsten Arbeits-, Aufstiegs-, Freiheitschancen anbietet – auch wenn diese städtische Welt dann in Tat und Wahrheit unvollkommen genug sein mag. Die von Menschen hervorgebrachte Geschichte ist so vielschichtig in ihren Bedingungen geworden, daß es gewiß nicht einfach ist, Voraussagen von einigem Wert zustande zu bringen. Die großen Rechenautomaten erlauben es freilich, bestimmte Entwicklungslinien mit relativ hoher Wahrscheinlichkeit vorauszulesen. Aber auch diese Wahrscheinlichkeiten technischer Vervollkommnung sollen uns nicht in erster Linie beschäftigen,

sondern es geht um die Frage, welche innere Distanz die Menschen der absehbaren Zukunft zu eben dieser Welt, die sie mit so viel Intelligenz und Zähigkeit aufbauen – und dann auch wieder zerstören –, zu gewinnen vermögen. Es geht also nicht nur darum, daß wir eine technische Utopie wagen, in der vorgegenommen wird, welche Mondausflüge und Marsbesuche möglich werden, welche Energiequellen die Verkehrsmittel der Zukunft benützen werden, sondern es geht darum, daß wir voraussehen, welchen Sinn die Menschen, die solches technisch erreichen, mit ihrem Leben verbinden.

Der Mensch ist offensichtlich zu den außerordentlichsten Anpassungsleistungen imstande. Warum tut er das alles? Wo beginnt der Sinn des Lebens? Nach dem Sinn des Lebens zu fragen ist überaus töricht, es gibt ihn nicht als objektive Formel. Es gibt nur den Sinn, den wir dem Leben abgewinnen, und das ist eben die schwierig zu beantwortende Frage. Lewis Mumford, der englische Stadtkenner und Stadthistoriker, unterscheidet recht treffend zwischen zwei Utopiearten: »Fluchtutopien« und den »konstruktiven Utopien«. Fluchtutopien entwerfen ein Leben, dessen Sinn unbewußt in der Abwehr der Enge, der Ungerechtigkeit und Bösartigkeit herrschender gesellschaftlicher Zustände, also in einer Verklärung der zukünftigen Menschenwelt gesucht wird. In einer Idealstadt der Zukunft leben ideale Menschen. Die Hoffnung, daß man durch ein technisches Arrangement alle Probleme des menschlichen Zusammenlebens lösen kann, ist in Wirklichkeit der Traum von Omnipotenz.

Es gibt nicht wenige Architekten und Stadtplaner, die solchen Fluchtutopien anhängen. Die »utopias of reconstruction« enthalten statt dessen »die Vision einer wiederhergestellten Umwelt, die besser an die Natur und die Ziele der menschlichen Lebewesen angepaßt ist, als es deren gegenwärtige Umwelt ist«. Auch diese Definition hat einen Einschlag von Erlösungsvorstellungen, aber sie orientiert sich an der Natur. Dieser Natur werden keine Sprünge ins Glück zuge-  
traut. Das Utopische liegt in der Hoffnung, daß Veränderungen des Bewußtseins möglich und dadurch auch Lösungen zugänglich werden, an die der sogenannte »Realist« heute nicht zu glauben wagt. Es geht bei der

Verbesserung der menschlichen Lebenslage also mehr um eine Erweiterung der Selbstwahrnehmung, der Wahrnehmung jener Strebungen und Verhaltensweisen, die menschliches Zusammenleben vergällen, als um das Ersinnen technischer »Lösungen«. Die anregungsarme Ode »durchgrünte« Vorstädte ist doch ein warnendes Beispiel, wie leicht solche Hoffnungen auf Patentlösungen, wie sie etwa an die »Gartenstadt« geknüpft wurden, sich als Monomanie, als überwertige Ideen erweisen. Diese Naivität, den Menschen von außen sprunghaft und definitiv beruhigen zu können, spiegelt auch die science-fiction-Literatur. Hier werden zwar recht eindrucksvolle technische Lösungen als bestehend vorausgesetzt, aber die Menschen, die diese technischen Apparaturen oder Gebilde bewohnen und beherrschen, sind immer noch dieselben, denen wir auch heute begegnen. Nun ist freilich zu erwarten, daß sich die »Natur« des Menschen nicht mit der gleichen Geschwindigkeit ändern wird wie die technische Umwelt, die er hervorgebracht hat. Es geht nur um kleine Schritte, in denen alte Einstellungen aufgegeben, neues Bewußtsein erworben wird. Gerade dieser Fortschritt wird darüber entscheiden, wie sich Menschen der Zukunft auf den von ihnen erkannten Lebenssinn hin einrichten werden.

Und da sehen wir sofort ein Problem auf uns zukommen, das die meisten anderen überragt. Man kann, wie dies Haseloff formuliert hat, den Sinn der uns aufgegebenen oder von uns entworfenen Geschichte darin sehen, den »autonomen Menschen« zu verwirklichen. Darunter hätte man sich also einen Menschen vorzustellen, der auch die selbstverständlichsten Einrichtungen, Werturteile, Zielsetzungen seiner Gesellschaft zu befragen in der Lage ist und sich je nachdem verhalten wird. Diesem autonomen Menschen und nicht nur ihm, sondern auch schon seinen Vorformen, stehen ganz ungewöhnliche technische Mittel zur Verfügung. Um es in Anlehnung an den Begriff der Utopie zu formulieren: Utopien waren bisher Denkmöglichkeiten, deren Verwirklichung in weiter Ferne stand. Heute lassen sich infolge der technischen Mittel Denkmöglichkeiten auf breitem Raum in Machbarkeit übersetzen. Man wird Turmstädte bauen können, die bis hinter die Wolken reichen, oder Unterwasser-Städte – das wird machbar sein. Wird man sie bauen? Der Arzt erlebt seit langem und in steigendem Maß, wie Ungeahntes Wirklichkeit wird. Wir wissen von Herzoperationen, für deren Dauer der Blutkreislauf über ein Ersatzherz läuft, und die Einpflanzung künstlicher Organe, z. B. einer künstlichen Niere. Der Austausch von Organen wird technisch bald so entwickelt sein, daß diese Operationen zur Routine, zur Selbstverständlichkeit werden. Eine Verleugnung des Todes und der Würde eines Lebens zum Tod, die uns heute noch abstoßen, könnten mit der Perfektion der Machbarkeit solcher Ersatzorgane und -organleistungen zu einer ganz »natürlichen«, an den Stand der technischen Perfektion angepaßten Haltung werden. Wenn wir uns solchen Zukunftsgedanken hingeben, entdecken wir, daß hier kein autonomer Mensch entsteht, sondern einer, der in immer höherem Maße von den Ausrüstungen, die ihm die technische Zivilisation liefert, abhängig wird.

**Um eine konstruktive Utopie zu wagen, müßte man also eine Grenze benennen können, an der das technisch Machbare in das Unsinnige umschlägt.** Die kritische Einsicht, die jetzt gefordert wird, wird kein ein für allemal gültiges Ideal zutage fördern, aber sie ist sich zunächst einmal dessen bewußt, daß das Machbare, das technisch Erreichbare auf irgendeinen Sinn, den zu bestimmen uns niemand abnehmen kann, bezogen werden muß. Man kann aber die Schwierigkeit, die wir damit haben, unserem Leben einen Sinn und eine sinnvolle Lebensform zu geben, auch noch in einer anderen Beziehung verfolgen. Unsere Fähigkeit, Naturkräfte zu manipulieren, ist inflationär gewachsen. Nur eine ein-

zige Naturkraft hat sich als überaus resistent gegen das Machen, das Manipulieren und Beeinflussen erwiesen, das ist die menschliche Triebkraft. Diese menschlichen Triebenergien, die uns zum Beispiel in unserer Gesellschaft zu der maßlos gewordenen Hetze, in der wir leben, zu dem schrankenlosen Leistungssehnsucht, dem wir frönen, zu kurzfristigem Optimismus aller Art, nicht zuletzt zur Ausbeutung oder Vernichtung von unseresgleichen treiben – diese Erscheinungsformen unserer aggressiven Energie entladen sich kaum anders als vor Jahrtausenden in Primitivformen. Diese sind aber deshalb gefährlicher geworden, weil sich die Absichten menschlicher Aggression mit Hilfe der technischen Ausrüstung fast beliebig steigern lassen. Es ist uns also gelungen, Venussonden auszuschicken, es ist uns aber nicht gelungen, Formen der Triebbefriedigung zu finden, die nicht ununterbrochen durchkreuzt würden von archaischen Triebbedürfnissen, die auf Befriedigungssuche sind und dabei auf den Mitmenschen wenig Rücksicht nehmen. Die Menschen besitzen weder eine Tötungshemmung gegen Artgenossen noch einen eingeborenen Achtungsreflex.

Wenn wir zu Anfang beschrieben haben, welche Qualen und Unvollkommenheiten das heutige städtische Leben belasten, dann ist dies der Ausdruck solcher primitiver, aber als Selbstverständlichkeit hingenommener Ausbeutung des Stärkeren durch den Schwächeren. Es ist durchaus eine menschliche Gesellschaft denkbar, der eine sinnvolle Trieblenkung ihrer Mitglieder ebenso wichtig und vertraut ist wie den heutigen Gesellschaften die Erfindung und Anhäufung immer neuen Kriegspotentials. Eine solche Gesellschaft würde dann nicht dulden wollen, daß (um ein sehr einfaches Beispiel zu nennen) die natürliche Regressionsweise des Menschen, der Rückzug in einen befriedeten Schlaf, von Lärm aller Art gestört würde. Man kennt von den bäuerlichen Erbteilungen die Zerstückelung von Grund und Boden und die Verstreuung des Besitzes, dessen Bearbeitung dann sinnlose Wege zur Folge hat. Das gleiche hat sich für zahllose Menschen in den Städten entwickelt, die tagsaus, tagein zu ihrer Arbeitszeit zuzügliche Stunden für den Arbeitsweg aufbringen müssen. Diese Dinge werden uns, wie gesagt, als etwas Selbstverständliches zugemutet, aber eine konstruktive Utopie wird sie nicht mehr als etwas Unvermeidbares anerkennen können. Ist es selbstverständlich, daß Menschen an Straßen wohnen müssen, durch die auch nachts der Lastverkehr strömt? Ist es unvermeidbar, daß sich unsere Städte durch Entmischung der Funktionen so antistädtisch entwickeln? Antistädtisch soll heißen, daß sich in ihnen nicht Gesellschaft bildet, was die vornehmste Funktion der herkömmlichen Stadt war, sondern Gesellschaft zersetzt. Sind die 56 Quadratmeter einer im sozialen Wohnbau erstellten 3-Zimmer-Wohnung ausreichend für die Befriedigung von Grundbedürfnissen von Kleinkindern? Haben unsere Trabantenstädte vor der Verwirklichung soviel geistigen Planungsaufwand erfahren, wie das nötig ist, um lebensfähige Wohnbezirke aus ihnen werden zu lassen? Durchschauen wir die primitiven Egoismen, die unsere Gesellschaft sehr wesentlich beeinflussen? Ihre Vertreter wollen uns gewiß kurzerhand diese und viele ähnliche Fragen mit Ja beantworten.

Die erschreckenden Ausbrüche von Vandalismus, mit denen gegenwärtig in amerikanischen Städten Rassen- und darin eingeschlossen Privilegien-Konflikte ausgetragen werden, werfen auch einen Schatten zu uns. Auch unsere Gesellschaft ist nicht so hell, daß in ihr Vergleichbares sich nicht zutragen könnte. Slums können Unterprivilegiertheit ausdrücken; Vorstädte, in denen sich kalt und lieblos die Blocks und Reihenhäuser ausbreiten, können von einer anderen Unterprivilegiertheit sprechen – die Härte einer

Gesellschaft verraten, die unfähig geworden ist, sich selbst anders zu gliedern, als sie es in ihren Organisationen tut: schematisch. Die Folgen der in ungezählten Fällen und täglich sich vollziehenden Reduktion des Menschen auf eine unpersönliche Größe sind unsehbar – im Wortsinn: Wir wissen nicht, was diese langweiligen Schlafstädte an Unheil aus sich gebären werden.

Vor einem Fehler jedoch ist zu warnen beim Vorausdenken einer Stadt der Zukunft, einer besser überlegten, als es heutige Städte sind: vor dem Fehler zu glauben, eine Manipulierung des Menschen sei dann nicht mehr nötig. Ein Mensch, der nicht von seiner Gesellschaft auf diese hin zur Anpassung veranlaßt wird, wäre ein Monstrum, ein Kaspar Hauser, ein lebensunfähiges und beziehungsloses Wesen. Man muß also gezielter fragen: ob die Anpassung, die vom Individuum erwartet wird, neben der Einordnung, der Gesetzestreue auch eine kritische Einstellung zu den Gegebenheiten, zu den gesellschaftlichen Einrichtungen, Werten und Zielsetzungen, die es vorfindet, erlaubt bzw. ob die Gesellschaft sich bemüht, im einzelnen solche Fähigkeiten zu entwickeln. Diese Denkfreiheit müssen wir in Anspruch nehmen, wenn wir uns ernstlich einer Stadt der Zukunft zuwenden wollen.

Die besondere Schwierigkeit, die wir beim Planen menschenfreundlicher städtischer Gebilde zu überwinden haben, liegt also in zweierlei: zunächst in der Tatsache, daß unser ungeheuer erweitertes Naturwissen unter anderem auch die furchtbare Lawine der Menschenvermehrung als einen ganz und gar unbeabsichtigten »Nebeneffekt« hervorgebracht hat. Gegenwärtig vermehrt sich die Menschheit in einem Ausmaß, für das es keine Auffangform, keine wirklich adäquaten gesellschaftlichen Strukturen mehr gibt, in denen diese neu in die Geschichte einströmenden Menschen wirklich gesellschaftlich geformt werden könnten. Zweitens haben wir es mit der Tatsache zu tun, daß die Triebstruktur des Menschen zäh an ihren alten Befriedigungsformen festhält. Im Gegenteil, der Egoismus nimmt in Gesellschaftsstrukturen notwendigerweise zu, in denen das Individuum ziemlich schutzlos, ungedeckt anonymisiert den Egoismen anderer, dem Zugriff übermächtiger Institutionen ausgesetzt ist.

Wer also eine Utopie denken und damit ein Stück Probehandeln in die Zukunft hinein vollziehen will, muß von der objektiven Zunahme der Menschheit als ganzer und von ihrer Ballung in Gebilden ausgehen, auf die der alte Begriff Stadt nicht mehr paßt, weil sie nicht integrierend wirken. Zudem muß dieser Denker einer Zukunftsstadt sich über die psychische Instabilität dieser Populationen klar sein. Durch die Progression unseres Wissens wird ununterbrochen unsere Umwelt so verändert, daß Halt gebende Traditionen in Leerlauf geraten, aber doch nicht so, daß sie mit einem Schlag außer Kurs kämen und an ihrer Stelle die egoistischen Triebwünsche sich rationalisieren, der Wirklichkeit angepaßteren Einstellungen unterwerfen würden. Im Gegenteil, die Auflösung alter Sozialbindungen verändert doch auch die innere Realität der Menschen, zum Beispiel das Verhältnis zwischen Gewissensregungen und aggressiven oder libidinösen Wünschen. Und schließlich ist beim Blick in die Zukunft zu berücksichtigen, daß die Probleme der Entwicklungsländer einen immer schärferen Druck auch auf die hochindustrialisierten Nationen ausüben werden dadurch, daß in ihnen der Sozialisierungsprozeß der Menschen in eine zureichend erlebbare Sozialgestalt, in einen sinnvoll erlebten Lebenszuschnitt immer unmöglicher wird. Dadurch wird sich die Unruhe, die von ihnen ausgeht, steigern. Mit anderen Worten: die Hungersnöte von heute sind nicht etwa ein Überbleibsel noch nicht geleisteter Technisierung, sondern tatsächlich schon der Effekt der Überbevölkerung, die auf eine neue Naturkatastrophe hinausläuft. Dieser Gesamtein-

blick, den wir in die Menschheitsentwicklung heute haben können, bewirkt aber keineswegs, daß sich das Bewußtsein der mit uns hier und jetzt in Europa lebenden Menschen durch diese Gefahren merklich beeinflussen ließe. Gerade diese Sorglosigkeit breiterer Schichten ist ein Zeichen der Vorherrschaft egoistischer Wünsche: man verleugnet die unliebsame Realität und verliert sie immer wieder aus den Augen.

Die Planung einer funktionstüchtigeren Zukunftsstadt setzt veränderte Herrschaftsverhältnisse voraus. Nehmen wir ein einfaches Beispiel, das Erstellen von Wohnungen und Ein- und Mehrfamilienhäusern aus privater Initiative, wie es heutzutage vor sich geht. Wer etwa in einer neuen Stadt eine Wohnung sucht und dabei im Lauf der Zeit vierzig oder fünfzig besichtigt, dem werden die Prozesse, die diese Behausungsgebilde hervorgebracht haben, immer unverständlich. Kaum eine Wohnung, die nicht die primitivsten Mängel, sei es des Grundrisses, sei es der Ausgestaltung, sei es von beidem, aufzuweisen hätte. **Es werden Hunderttausende von Wohnungen gebaut, das hat aber merkwürdigerweise nicht, wie bei Massenartikeln sonst, zu einer Durchrationalisierung, zu vereinheitlichten, aber klugen und bequemen Wohnungsformen geführt, sondern zu einer chaotischen Vielfalt unzureichender Lösungen,** und zwar so unzureichend, daß man es ohne Anschauungsunterricht nicht glauben möchte. Diese Mängel werden immer deutlicher, je systematischer man Maßstäbe von Minimalbedürfnissen, die eine Wohnung erfüllen sollte, anlegt. Dabei ist es die Freiheit des Utopisten, nicht das zugrunde zu legen – als Maßstab nämlich –, was gegenwärtige Menschen in ihrem Bewußtsein als erstrebenswerte Wohnung erachten, denn sie sind bereits durch lange und deformierende Anpassungsprozesse in ihrer Gesellschaft gegangen. Die Bemerkung von Heinrich Zille, des unvergessenen Zeichners des Berliner Milieus, man könne einen Menschen mit seiner Wohnung erschlagen, ist unlängst von Bruno Bettelheim in Chicago bestätigt worden. Bettelheim, ein bekannter Psychoanalytiker – auch bei uns durch sein Buch »Aufstand gegen die Masse« bekannt geworden –, äußerte, daß keine Therapie den Menschen so schnell und so nachhaltig verändern könnte, wie das unter Umständen eine Umwelt tut. Bettelheim dachte dabei an das Leben unter extremem Zwang im Konzentrationslager. Wenn auch der Einfluß des Terrors fehlt, **viele der neu entstandenen Siedlungsbezirke haben ohne derartige Furchteinflößung einen niederdrückenden, apathisch-gereizt stimmenden Einfluß, dessen Auswirkungen in ihrer ganzen Reichweite wir nicht kennen,** weil wir so vieles über dies Zustandekommen unserer inneren Realität und die Faktoren, die sie bestimmt haben, nicht wissen. Da gibt es die Vorstädte, die – um es noch einmal zu erwähnen – eigentlich nicht einmal Vordörfer heißen dürften, weil ihnen die zum Dorf gehörende Mischung der Tätigkeiten so ganz und gar abgeht: wir wissen nicht, welchen Einfluß sie auf unsere Grundstimmung, auf soziale Anteilnahme, Initiative oder Apathie, auf Lebenslust oder Krankheit, auf konformistische Vorsicht oder die Entwicklung autonomer Gelassenheit bei ihren Bewohnern ausüben. **Wir wissen in der Tat so gut wie nichts darüber, wie groß die Toleranzschwankungen dessen sind, was ein Mensch an Frustrationen aus der Gestaltung seiner städtischen Umwelt und aus dem Umgang mit ihr ertragen kann,** ohne schwere Einbußen, ohne den Verlust von Fähigkeiten – etwa der, ein Mensch eigener Urteilsfähigkeit zu sein und des Mutes, sich zu ihr zu bekennen.

Unsere soziale Rückständigkeit besteht darin, da wir diese Lücke unseres Wissens, die eine vernünftige Planung der Stadt und der städtischen Region der Zukunft nahezu unmöglich macht, sie zum Spielball beliebiger Interessen werden läßt, kaum wahrnehmen und kaum etwas unternehmen, um sie

zu schließen. Unser Problembewußtsein ist an diesem Punkt alles andere als geschärft.

Aber da ist noch ein bedenkenswerter Gesichtspunkt, über den unser Wissen ähnlich ungenau ist, wobei wir jedoch spüren, daß es sich wieder um eine ganz besonders bedeutungsvolle Beziehung zu unserer Umwelt handelt. Es geht um den visuellen Eindruck des Hauses, der Straße, des Quartiers, der Stadt als ganzer bzw. der Stadt in ihren wesentlichen baulichen Akzenten. Wie das Haus sich in der mittelalterlichen Stadt bis hin zur vorindustriellen bürgerlichen Epoche in den Gesamtrahmen eines Platzes, einer Häuserflucht eingeordnet hat, das war der unmittelbare Ausdruck sozialer Einordnung und Selbständigkeit. Ähnliche Stadtgebilde lassen sich unter den uns zur Gestaltung aufgegebenen Massenverhältnissen nicht wieder herstellen. Aber Einordnung des Individuums bei Wahrung seiner Selbständigkeit, nicht seine Nivellierung trotz der großen Zahl, bleibt die Aufgabe, die auch uns übertragen ist. Infolgedessen muß die visuelle Gliederung, die ein Stadtprofil verrät, zugleich signalisieren, daß in ihr das Individuum nicht vergewaltigt, nicht mißachtet wird, sondern existiert und am Ganzen Anteil nimmt. Signalisiert die sogenannte funktionelle Architektur, das Rastermuster überall sich gleichender Hochhäuser so etwas? Der visuelle Eindruck, den eine Stadt beim ersten Anblick und beim Wandern durch sie hinterläßt, reicht bis tief in unbewußte Vorgänge des Verstehens eines Ausdrucks. Das Haus ist nicht nur eine Hülle, es ist Gestalt. Gestalt für den einzelnen, für eine kleine Gruppe oder für eine große Zahl von Menschen, die den gleichen gesellschaftlichen Zwängen unterworfen sind, aber doch den Wunsch haben, ihre eigene Variation des Lebenssinnes zu finden. Vor kurzem stand der Autor dieser Gedanken mit einem der besten Stadtplaner unseres Landes am Eingang zu einer dieser Suburbs, dieser Vorstädte, die in einem einzigen Planungsgang buchstäblich aus dem Boden gestampft werden. Was sich dem Auge anbot, war der Inbegriff chaotischer Verwirrung, unzusammenhängender Formkörper, die in vollkommener Beliebigkeit nebeneinanderstanden. Man hätte unsere Armut an langsam sich entwickelnden, in Belastung wachsenden sozialen Beziehungen, die sich auch eine sichtbare gesellschaftliche Form geben, nicht besser als in diesem Formenwirrwarr darstellen können. In der von bissiger Sozialkritik beeinflussten amerikanischen Ausdrucksweise heißen derartige Städte »slurbs«; eine Zusammenziehung von »slum« und »suburb«. Dieser Vorort hätte freilich, gäbe es so etwas wie eine aus vielen Wissenschaften sich zusammensetzende Menschenforschung, sinnvoller, zweckmäßiger und seine Bewohner besser beheimatend entworfen und ausgeführt werden können. An Kenntnissen dazu wäre einiges zur Hand gewesen. Dazu hätte aber gehört, daß der Unternehmergeist der Gruppe, die diese Stadt geplant und verwirklicht hat, einer **intellektuellen Aufsicht** unterworfen gewesen wäre, daß also eine andere Gruppe die Macht gehabt hätte, den geschäftstüchtigen Wunsch, an diesem Ort, die Konjunktur nutzend, zehntausend oder zwanzigtausend Menschen mit Wohnungen zu versorgen, korrigierend zu begleiten. Die Auflagen, die man sich in einem solchen Augenblick gewünscht hätte, wären nicht die üblichen baupolizeilichen Vorschriften gewesen, sondern die rechtzeitige Anwendung eines Konzeptes, das die Grundaufgaben eines Stadtgebildes berücksichtigt und es in seine Region einordnet. Das müßte keineswegs einen Verzicht auf den bisher so eng konzipierten Rendite-Gesichtspunkt bedeuten, aber eben auch nicht umgekehrt die Kapitulation vor ihm. Es ist zu erwarten, daß eine Wohnung um so rentabler wird – und zwar für alle Teile, für Vermieter wie Mieter –, je besser sie den Grundbedürfnissen der Bewohner entgegenkommt. In diesen Grundbedürfnissen sind sowohl die Wohnbedürfnisse im engsten

Sinn des Wortes enthalten wie die einfache Möglichkeit, Beziehungen im Umfeld anzuknüpfen, im Haus, in der Arbeit, auf der Straße, aber auch die Möglichkeit, sich zurückzuziehen, unbekannt zu bleiben.

Es ist bekannt genug, daß solche Planungen, von denen wir hier utopisch sprechen, durch die gegenwärtig bestehenden gesetzlichen Verhältnisse wie aber auch durch das mangelnde Problembewußtsein unter dem Publikum wie unter seinen politischen Vertretern zur Unerfüllbarkeit verurteilt sind.

Da wir die Mitarbeit möglichst vieler Bürger an den Geschicken ihrer Gemeinde zu deren Wohlergehen brauchen, können wir es uns nicht leisten – oder vorsichtiger gesagt, könnten wir es uns im Hinblick auf die Zukunft nicht leisten –, den Mitgliedern unserer Gesellschaft Wohnbedingungen anzubieten, die sie nicht in untergründiger, kaum bewußt registrierter Wahrnehmung mit ihrem Wohnort verknüpfen, die sie im Gegenteil in vielen ganz realitätsgerechten Erwartungen enttäuschen, und wenn es nur die Unmöglichkeit ist, um die Ecke einen Bäcker, eine Kneipe oder ein espressocafé zu finden. Das Gefühl von Heimat kommt durch solche unterschwelligen angenehmen Wahrnehmungen zustande. Wenn mich der abendliche Heimweg an einer Reihe von Cafés und Restaurants, in denen ich sommers auf der Straße sitzen kann, an Läden, an der Stadtbücherei, an einem Kino vorbeiführt, dann gewinne ich im Laufe der Zeit zu diesem Ort eine gänzlich andere Beziehung, als wenn er mir nichts anbietet außer der Fassade vielleicht verschiedenartig getünchter Wohnblocks oder fader Vorgärten. Die Silhouette der Vorstadt, die der Stadtplaner und der Autor sich betrachteten, war nach der Meinung des ersteren niemals vorher bedacht worden. Nie war einer der Ingenieure oder Architekten an diese Stelle gegangen und hatte sich vor seinem inneren Auge den Eindruck erweckt, den diese Stadt einmal machen würde. Soweit reicht nach der Meinung des Stadtplaners gewöhnlich weder die Phantasie noch das Abstraktionsvermögen, noch überhaupt der Impetus und das Interesse, das auf solche Unternehmungen verwendet wird. Infolgedessen kann einen die Lieblosigkeit neben der Gewalttätigkeit des ganzen Unternehmens nicht erstaunen.

Wir wünschen uns für den Städteplaner größere Freiheit, größere Möglichkeiten, auf private Entscheidungen nicht durch Reglement, sondern durch sorgfältigst ausgearbeitete Pläne Einfluß zu nehmen. Das sieht nach Sozialismus aus und ist auch Sozialismus, aber vorerst kein anderer als der Sozialismus, zu dem wir uns in Deutschland hinsichtlich unserer Bundesbahn durchgerungen haben, oder der Tatsache, daß unsere Elektrizitätswerke in öffentlicher Hand sind. Die Bundesbahn macht, wie man weiß, Defizit; es könnte sein, daß auch eine nach humanen Grundbedürfnissen orientierte Ansiedlung unserer Mitbürger zuweilen Defizite entstehen läßt. Der Utopist wird sie bereitwillig aus dem Rüstungsetat nehmen, wissend, daß dessen Höhe weitgehend durch unbewußte aggressive Bedürfnisse so widerspruchslos zustande kommt (und nicht durch reale Bedrohungen seine Berechtigung erhält) – durch aggressive Bedürfnisse, die in dem unzureichenden Wohnmilieu unserer Städte, wenn nicht entstanden sind, so sich doch dort unerfreulich verstärkt haben.

Es ist übrigens bemerkenswert, daß die sozialistischen Gesellschaften die Hoffnungen, die in den zwanziger Jahren in sie gesetzt wurden, hinsichtlich des Wohnungsbaues nicht erfüllt haben, denn dort hat sich die Administration noch autoritärer, noch bürokratischer und auch noch roher, den Menschen verachtender – das Individuum verachtender – gezeigt. Man kann zu ihrer Entlastung anführen, daß ihre Existenz in der Tat an den Wurzeln bedroht war und sie unter der Perversion einer permanenten Bedrohung den Versuch einer neuen Lebens-

form durchzusetzen hatten. Sozialismus war bisher in der Geschichte mit Armut verbunden und erst jetzt beginnt sich das in Rußland und in seinem Einflußbereich zu ändern.

Der Wohnsozialismus, dem unsere Utopie das Wort redet, ist von solcher Armut nicht bedroht. Er wird vom Sozialbewußtsein einer aufgeklärteren und industriell hochentwickelten Gesellschaft getragen. Um ihn zu verwirklichen, wird man freilich heiligen Kühen nahetreten müssen – also Ausbeutungsprivilegien, die in dieser Form in einer Gesellschaft wie der unseren nicht mehr geduldet werden können, weil wir wissenschaftlich zeigen können und nicht nur ideologisch, daß sie die Grundlagen unserer Gesellschaft schädigen.

Wir können es uns im Blick auf die Zukunft nicht leisten, mit Hilfe unserer Wohnungen, durch die plumpe und unzureichende Gestaltung neuer Siedlungen und infolge der Machtlosigkeit, zu der der durchschnittliche Stadtplaner in unserem Lande verurteilt ist, unsere altstädtische Substanz auszuhöhlen und unsere Neusiedlungen so zu verwirklichen, daß sie schon nach der Kurzsichtigkeit und Einseitigkeit ihrer Konzeption nie zu Neustädten werden können; zu neuen Städten, in denen sich ein Leben zu entwickeln vermag, in welchem die Bürger mit ihrer Stadt, mit ihrem Staat sich zu identifizieren vermögen – was bekanntlich in Fällen äußerer Bedrohung die größere Sicherheit bietet als ein noch so aufwendiges Rüstungspotential. Was sich unlängst in Israel zeigte.

Ohne anzuklagen sollten wir uns eingestehen, daß wir in einer verwalteten, aber einer unzureichend verwalteten Welt leben. Wir sind nicht berechtigt, das den Architekten oder den Stadtplanern, auch nicht den Baubehörden in die Schuhe zu schieben. Wir alle sind schuld, die wir alle bereits in Städten aufgewachsen sind, die der Entwicklung unserer Industrien, unserer Verkehrsmittel nicht gewachsen sind und in denen wir mehr oder weniger vergewaltigt unser Dasein erleben, was nicht dazu ermuntert, bessere Initiativen zu erzwingen. Es wäre doch zum Beispiel ein Boykott unzumutbarer Neubauwohnungen denkbar dadurch, daß eine größere Zahl von Mitbürgern, die das sonst auch im Sommer gerne tun, in Zelte ziehen und solange in ihnen hausen, bis die Baugenossenschaften und vergleichbaren Eigentümer ihnen Besseres anzubieten haben. Da wir diesen Pioniergeist nicht haben, dürfen wir uns nicht wundern, daß uns nichts Besseres angeboten wird, solange die deformierenden Wohnungen ihre Abnehmer finden. **Und wenn wir schon nicht in Zelte ziehen, so wäre es doch im Sinne der Utopie, zu erhoffen, daß es gelingt, in wissenschaftlicher Zusammenarbeit nachzuweisen, daß das Konzept des sogenannten sozialen Wohnungsbaues höchst unerwünschte antisoziale oder asoziale Eigentümlichkeiten im Menschen zu fördern geeignet ist.**

Nehmen wir einen ganz einfachen entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt ein. Die Wohnumwelt einer jungen Familie muß Raum für das Aufwachsen von Kindern bieten. Was sind die Minimalbedürfnisse eines Einjährigen, eines Zwei-, Drei-, eines Vier- und Fünfjährigen, eines Schulkindes, eines jungen Menschen im Pubertätsalter? Und ist die nähere und langsam weiter werdende Umwelt so eingerichtet, daß das Kind schrittweise seine Stadt sich erobern kann? Sind die Wohnbezirke so vielgestaltig, daß eine größer werdende Familie ohne viel Umstände umziehen und in späterer Zeit ebenso sich wieder räumlich verkleinern kann? Kann auf diese Weise bewerkstelligt werden, daß die Bewohner, wenn sie sich einmal in einer Gegend wohlfühlen, dort auch tatsächlich wohnen bleiben und dauerhafte Beziehungen anknüpfen können?

Solche Fragen beweisen uns, wie weit wir von der Verwirklichung auch nur der Voraussetzungen zu einer besser gelungenen Stadt der Zukunft entfernt sind. Wir sollten uns

aber nicht entmutigen lassen, denn wenn einmal ein Problem als solches in seiner Bedeutung erkannt ist, ist es nicht so schnell wieder aus der Welt zu schaffen. Die kritische Einsicht, die gefordert wird, müssen wir uns selbst erstreiten; wir können sie nicht delegieren. Sie wird uns keinesfalls in den Schoß gelegt. Wir müssen uns streitbar zur Wehr setzen, anders lassen sich auch die vernünftigsten Vorhaben nur selten in unserer altertümlich egoistischen Menschenwelt durchsetzen.